

Die katholischen Missionen.

Beilage für die Jugend.


Nro. 3.

Mai 1885.

„Liebet eure Feinde!“

(Eine Erzählung aus den Maori-Kriegen auf Neuseeland. — Fortsetzung.)

3. Auf der „Seelilie“.

ls der Morgen nach der Schreckensnacht anbrach, deren Ereignisse wir zuletzt erzählten, war der Himmel mit dunkeln Gewölke überzogen. Ein scharfer Nordwest jagte die zerfetzten Regenwolken vor sich her, während er gleichzeitig die Wipfel des Urwaldes zauste und schüttelte. Die Regenzeit, die sich am Vorabende angekündigt hatte, war da; bald goß es in Strömen vom Himmel. Der Regen löschte die rauchenden Balken mancher Blockhäuser, welche die Maori angezündet hatten; er löschte auch das glimmende Strauchwerk längs des Wildbaches und fiel in heftigen Güssen auf Patrick O'Neil nieder, welcher immer noch bewußtlos und wie todt am Ufer desselben lag.

Das Wasser, das die Stirne des Schwerverwundeten überströmte, wirkte heilsam; es wusch die klaffende Wunde, die der Steinwurf verursacht hatte, es kühlte sie fortwährend, wehrte so einer gefährlichen Entzündung und weckte endlich den armen Irländer aus seiner todesähnlichen Betäubung. Der Tag war schon weit vorangeschritten, als Patrick die Augen öffnete; doch war er noch nicht bei klarem Bewußtsein; er stöhnte und wollte mit der rechten Hand nach der brennenden Kopfwunde greifen, aber diese Bewegung verursachte ihm einen neuen heftigen Schmerz: noch steckte der Wurfspieß in seiner Schulter. Unwillkürlich faßte er denselben mit der linken Hand und zog ihn aus der Wunde; der heftige Schmerz und das nachstürzende Blut brachten ihn zur klaren Besinnung. Aber noch immer konnte er sich keine genügende Rechenschaft von dem Vorgefallenen und von seiner Lage geben. Er sah den Wildbach, der an seiner Seite vorüberbrauste; er bemerkte den Sturm, der ihm den kalten Regen in's Angesicht peitschte; er fühlte sich verwundet, kraftlos, von Frost und Fieber geschüttelt. Erst nachdem er seinen heftigen Durst gelöscht und unter einem nahen dichten Uferbusch einigen Schutz gegen das Unwetter gefunden hatte, dämmerte ihm langsam die Erinnerung an die Ereignisse der letzten Nacht auf: die Maori, seine Flucht, der Brand seines Hauses, der Überfall am Wildbache; aber das alles in so verworrenen Bildern, daß er sich sagte: „du träumst“, und wirklich versank er abermals in einen tiefen Schlaf.

Wie lange Patrick O'Neil so dagelegen hatte, wußte er sich nachher nicht zu sagen; als er erwachte, war er bei völlig klarem Bewußtsein, er hatte das alles nicht geträumt, sondern erlebt; aber was war aus den Seinigen geworden? Dieser Gedanke, der sein Herz mit Angst erfüllte, gab ihm die Kraft, sich von seinem Lager zu erheben und halb gehend, halb kriechend den Schauplatz des nächtlichen Überfalles zu untersuchen. Der Wildbach war durch den Regen zu einem reißenden Strom angewachsen; über ihn zu setzen, wäre auch für einen Mann

im Vollbesitze seiner Kraft eine Tollkühnheit, ja eine Unmöglichkeit gewesen. Patrick sah mit Staunen den jenseitigen schwarzgebrannten, noch rauchenden Thalgund, er konnte sich den Anblick nicht genügend erklären. Dann fand er die Feuerstätte, an welcher die Maori ihr scheußliches Mahl gehalten hatten, und rings herum die gräßlichen Überbleibsel desselben. Ein Schrei des Entsetzens entfuhr seinen Lippen: wer war das unglückliche Opfer? Schwindel erfaßte ihn. Mit aller Willenskraft zwang er sich zu einer genauern Untersuchung. Die Maori hatten ihrer Sitte gemäß den Kopf Mac Merfons mit sich genommen, um denselben als Siegeszeichen aufzubewahren. So kam der Unglückliche zu dem Schlusse, die hin und her zerstreuten Gebeine seien die Überreste seiner Gemahlin. Da sank er mit einem neuen Wehrufe neben denselben in die Kniee.

Patrick O'Neils Stimme war in der Wildniß nicht ungehört verhallt. Die „Seelilie“, eine englische Kriegsbrigg, lag seit wenigen Tagen an der Mündung des Hokiangas vor Anker, um den Ausbruch des Aufstandes in diesem Theil der Insel zu verhindern. Die Maori hatten sich wenig um das Schiff bekümmert, und als der Kapitän die Häuser von Papakana brennen und hier und dort aus dem Urwalde die Feuerfäulen der Blockhäuser aufsteigen sah, schickte er, um zu retten, was noch zu retten war, einige Abtheilungen Marinesoldaten an's Land. Sie zogen den Brandstätten nach; der aufsteigende Rauch diente ihnen als Führer, und es glückte ihnen, manche versprengte Ansiedler aufzunehmen und an Bord zu schicken. Auch an den rauchenden Schutthäufen der Wohnung Patrick O'Neils war eine Abtheilung gekommen und hatte die Höhe zwischen der Thalschlucht und der Ansiedlung erstiegen, um von ihr nach andern Unglücksstätten auszuschaun. Da hörten sie den Schrei des armen Irlanders drunten am Wildbache, und nach wenigen Minuten standen ein paar Theerjacketen neben dem Verwundeten, der kraftlos zusammengebrochen war.

„Heda, Mann,“ sagte einer der Matrosen, „nehmt einen Schluck guten alten Whiskey! Wenn Ihr ein Irländer seid, wie ich, und der Euer Schiff nicht mehr flott macht, so wird es sinken, so wahr ich ein ehrlicher Seebär bin! Aber, zum Kukuk! haben Euch die Teufel von Maori zugerichtet! Der Bug halb eingerannt und auch da noch ein Leck! Wir werden Euch in's Schlepptau nehmen und eine Zeitlang im Trockendock bergen müssen, bevor Ihr wieder seetüchtig seid. Nehmt noch einen Schluck, nur Muth! Der Schiffsdoctor wird Euch schon neu kalfatern. Und nun erzählt, wenn Ihr könnt, was Euch geschehen ist — oder habt Ihr den Compaß ganz verloren?“

Nach einiger Zeit war O'Neil im Stande, sein Schicksal mit wenigen Worten zu erzählen; er beschwor seine Retter, die Thalschlucht nach seiner Frau, wenn sie noch am Leben sein sollte, und seinen Kindern zu durchsuchen. Man that es, aber

ohne Erfolg; man rief, schoß die Büchsen ab, allein nur das Echo gab Antwort von den Bergwänden. Inzwischen neigte sich der Tag, und der Anführer der Abtheilung zeigte keine Lust, länger an dem Unglücksorte zu verweilen. Man hatte den Verwundeten verbunden, legte ihn auf eine aus Baumästen und Planen in der Eile gefertigte Tragbahre, und fort ging es, dem Wilbbache entlang dem Hokiangaflusse und der Küste zu. Als man den armen Irländer an Bord brachte, war er die Beute eines heftigen Fiebers; der Schiffsarzt schüttelte bedenklich den Kopf, als er den Zustand des Patienten untersucht hatte. „Die Schulterwunde ist nicht schlimm; das Eisen ist am Schlüsselbeine abgeglitten, aber die Kopfwunde und das Fieber!“

Nach 24 Stunden lichtete die „Seelilie“ ihre Anker und steuerte längs der Küste südwärts nach der Waikato-Mündung und von dort nach einem Aufenthalte von zwei Tagen in gleicher Richtung voran, bis sie die Südwestspitze der Insel erreichte und in die Cookstraße einbog. Bis dahin hatte Patrick O’Neil fast immer bewußtlos im Fieberwahne gelegen. Er schlug sich in seinen Phantasieen mit den Maori herum; er rief nach seinem Weibe und seinen Kindern; er stand im Wilbbache und trug Bill auf seinen Armen, während vor seinen Augen ein Wilder hohnlachend die beiden andern Knaben fortführte; er wollte ihnen nach, fiel aber in das reißende Wasser, und nun trieb er mit den Wogen abwärts, immer weiter, immer weiter. Da auf einmal änderte der Fiebertraum: er war in einem See und vor sich am Ufer stand sein altes Haus von Killarney, und Weib und Kinder winkten ihm. Aber wie er den Strand ersteigen wollte, trat ihm Mr. Flint, der Agent, entgegen und stieß ihn mit dem Fuße unbarmherzig in die Wogen zurück. Da wollte er ihm fluchen, allein der kleine Bill hielt ihm den Mund zu, zeigte auf das alte Familienkreuz und sagte: „Liebet eure Feinde!“ Das alles ging in seinen Fieberträumen bunt durcheinander. Der Arzt, der seine Reden hörte, sagte herzliches Mitleid zu dem Kranken, welcher offenbar viel Herbes erduldet hatte, und gab sich alle Mühe, ihn zu retten. Als die „Seelilie“ nach einer Woche in der malerischen Bay von Picton vor Anker ging, war die Gewalt des Fiebers gebrochen; aber sowohl die Wunden als die äußerste Schwäche des langsam Genesenden machten noch eine lange, sorgsame Pflege nothwendig. Man hatte in Picton ein Marine-lazareth errichtet; dahin wurde O’Neil auf besonderes Verwenden des Kapitäns gebracht, und da es sich traf, daß die „Seelilie“ längere Zeit im Hafen von Picton blieb, besuchte der Schiffsarzt seinen Patienten noch oft, auch als derselbe schon ziemlich hergestellt war; denn er fand Gefallen an den Reden und Erzählungen des Irländers.

Eines Abends saßen die Beiden vor dem Lazareth auf einer Bank, von der man einen entzückenden Ausblick auf die Bucht mit ihren vielen Schiffen und die schönen Uferberge genoss. Sie plauderten von dem und jenem, und endlich kam das Gespräch auch auf den Maorikrieg. Es waren nun Monate seit dem Ausbruche des Aufstandes verfloßen; die Engländer hatten keine Fortschritte gemacht, im Gegentheile, sie waren mehr als einmal von den Eingebornen blutig zurückgewiesen worden. Es wurden mehrere Kriegsschiffe mit Truppen aus Europa erwartet, und aller Voraussicht nach mußte der Kampf noch lange dauern.

„Nach einigen Monaten können Sie mitmachen, Mr. O’Neil,“ sagte der Arzt. „Ich nehme natürlich an, daß Sie sich mit Freuden den Freiwilligen anschließen werden.“

„Dazu bin ich bis jetzt keineswegs entschlossen, Doctor!“ „Nicht? Ich dachte, Sie hätten doch auch mit den Maori abzurechnen?“

„Gott weiß es, sie haben mein Haus niedergebrannt, und ich muß wohl annehmen, daß Weib und Kinder ihrer Wuth zum Opfer fielen. Allein, ich bin Katholik, und als ich neulich zur heiligen Beichte ging, um Gott für meine wunderbare Rettung Dank zu sagen, fiel mir die Bitte des Vaterunfers: ‚Vergib uns unsre Schulden, wie auch wir vergeben unsren Schuldigern‘, recht auf’s Herz. Ich halte es nicht für christlich, selbst einen gerechten Krieg aus persönlicher Rache zuzumachen.“

„Was Sie ein strenger Sittenrichter sind! Schon als Sie im Fieberwahne lagen, wunderte ich mich über die Worte: Da sagt mir Bill wieder: ‚Liebet eure Feinde!‘ welche Sie so oft wiederholten. Doch da fällt mir etwas ein, worüber ich Sie schon lange fragen wollte. Sie redeten auch viel von einem Mr. Flint — es ist ein Mr. Flint voriges Jahr mit uns nach Neuseeland gekommen, ein reicher Mann, der Landagent in Irland gewesen ist.“

„In Killarney?“ fragte Mr. O’Neil.

„Wohl möglich.“

„Ein langer, lagerer Mensch, spitze Nase, rother Bart?“

„So sah er aus.“

„Es ist keine ansprechende Erscheinung! Ich wünsche nicht, daß ich ihm noch einmal in meinem Leben begegne!“

„Er hat sich in der Umgegend von Auckland angelauft, so viel ich höre; — aber, mein Freund, Sie werden ja ganz aufgeregt, der Mann muß Ihnen Schlimmes gethan haben.“

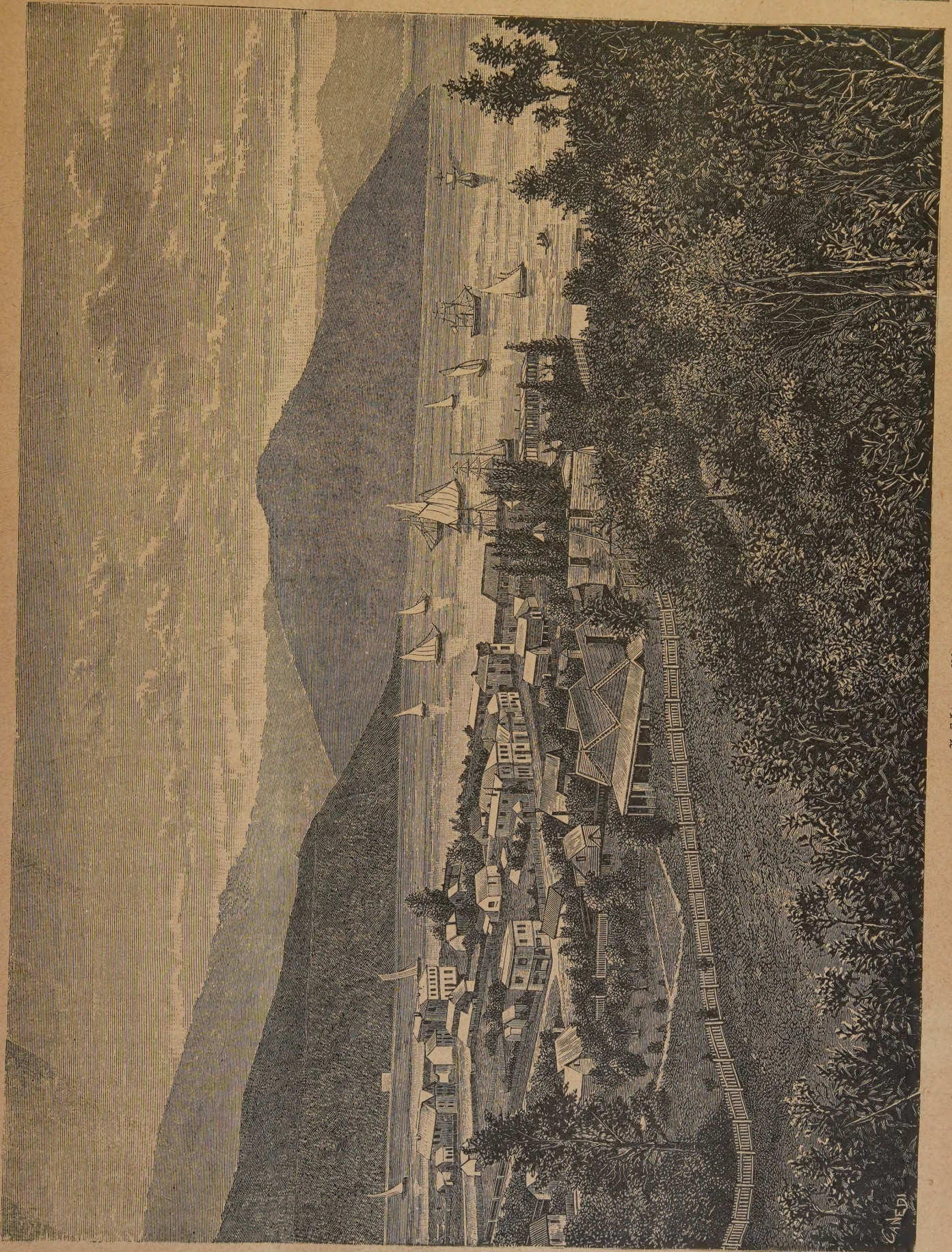
„Sehr Schlimmes, ich werde es Ihnen später erzählen. Jedenfalls wird es mir schwerer, ihm zu verzeihen, als den Maori!“

Es trat eine Pause ein. Dann nahm der Arzt das Gespräch über den Maorikrieg wieder auf. Doch fand er den Irländer durchaus nicht geneigt, die Waffen gegen die Eingebornen zu ergreifen. „Ich halte den Krieg für ungerecht,“ sagte derselbe. „Die Maori sind zumeist schmähslich betrogen worden und kämpfen für ihre Heimath. Ich werde daher nicht gegen sie kämpfen. Wenn man mich aber im Krankendienste zur Pflege der Verwundeten brauchen kann, so bin ich es gerne zufrieden.“

Der Arzt versprach, mit dem Kapitän zu reden; dieser gab seine Einwilligung, und Patrick O’Neil kam nach seiner völligen Genesung an Bord der „Seelilie“, welche kurze Zeit nachher Befehl erhielt, nach Auckland unter Segel zu gehen.

4. Die drei Brüder.

Es ist Zeit, daß wir uns nach dem Schicksale der drei Knaben Patrick O’Neils erkundigen. Wir haben dieselben in dem Augenblicke verlassen, als die Maori ihre durch den Wilbbach von ihnen getrennten Eltern überfielen. Der unglückliche Mac Merson war in den Wellen zusammengebrochen; der Vater hatte ihnen zugerufen, sich im Farrenkraute zu verbergen und zu fliehen; gleich nach dieser Weisung fiel ein Schuß, und dann erfüllte das Geschrei der Wilden die dunkle Waldschlucht. Was auf dem andern Ufer vor sich ging, konnten die Knaben in der Finsterniß nicht sehen; sie bückten sich gehorsam unter die mannshohen Farrenkrautstengel und warteten eine Weile auf Mac Merson und die Eltern. Als sie nun aber auch auf ihrer Seite vom Walde her Geschrei der Maori hörten, waren



Ansicht von Victoria in Neuseeland.

sie einige Augenblicke völlig rathlos. Der kleine Bill wollte weinen: „Sie tödten Vater und Mutter!“ sagte er schluchzend.

„Sei still!“ antwortete Johnny. „Vater und Mutter werden auf der andern Seite fliehen, und du, Bob, ducke dich! Was willst du mit der Flinte? Am Ende den Vater treffen in der Dunkelheit — mir nach, wir müssen fliehen; hier kommen auch Maori den Wald herunter.“

„Aber wohin?“ fragte Bob.

„Nach der Schlucht, wo letztes Jahr die Kaurisichten geschlagen wurden. Dorthin wollte uns der Vater bringen; dorthin wird auch er mit der Mutter und Mac Merson kommen. Du bist einmal dort gewesen, Bob. Du mußt uns den Weg zeigen.“

„Aber ich finde ihn nicht in der Dunkelheit.“

„Auf alle Fälle müssen wir fort von hier. Mir nach! Gib mir die Hand, Bill, und meine nicht. Wir wollen recht leise durch das Gestrüpp dem Bach entlang aufwärts gehen und weiter oben den Wald gewinnen. Wenn wir nur einmal über den nächsten Berg sind, so werden uns die Maori nicht mehr erwischen. Schluchze doch nicht, Bill, bete lieber.“

„Ja wir wollen zur lieben Mutter Gottes beten und zum heiligen Schutzengel, daß er uns und Vater und Mutter beschirme.“

Johnny's Vorschlag war der beste, und seine Ausführung gelang unter dem Schutze der heiligen Engel. Als die Maori den teuflischen Plan, das Gestrüpp anzuzünden und so die Knaben zu fangen oder lebendig zu verbrennen, in's Werk setzten, hatten dieselben einige hundert Schritt thalaufwärts bereits den Hochwald erreicht und einen bedeutenden Vorsprung vor ihren Verfolgern gewonnen. Als das Feuer hinter ihnen aufflamnte, liefen die drei Brüder wie geheizte Röhre bergan und hatten bald die Höhe erstiegen. Der Wald hinderte sie, einen Blick in den vom Brande hellen Thalgrund zu thun, aber sie hörten den Siegesgesang der Maori, der sie mit Schrecken erfüllte. Sie flohen weiter bergab, bergauf, durch Gebüsch und Hochwald, so rasch die Dunkelheit es gestattete. Als dann der Mond aufging, erblickten sie vor sich einen steilen, fahlen Berg, den sie seiner seltsamen Form wegen erkannten.

„Wir sind nun wenigstens drei Stunden von Hause,“ sagte Bob. „Wir wollen hier etwas ruhen. Wenn es Tag ist, wollen wir die Spitze des Felskegels ersteigen und Umsicht halten. Ich hoffe dann die Richtung zu den Kaurisichten zu finden.“

An einer geschützten Stelle legten sie sich nieder, und von Traurigkeit und Übermüdung erschöpft, schliefen die beiden jüngern bald ein, während der ältere Bruder wachte. Mit dem Morgen kam der Regen; Bob schüttelte seine Brüder aus ihrem kurzen, aber tiefen Schlafe, erkletterte dann die Felspitze und kehrte zu Johnny und Bill mit der guten Nachricht zurück, daß sie in einigen Stunden, spätestens bis Mittag, das Ziel ihrer Flucht erreichen könnten.

„Muthig vorwärts,“ sagte Johnny; „vielleicht sind Vater und Mutter mit Mac Merson schon dort und warten voll Angst auf uns.“

Die Knaben machten sich also trotz des niederströmenden Regens, der sie bald bis auf die Haut durchnäßt hatte, entschlossen auf den Weg. Um Mittag erreichten sie freilich die Schlucht noch nicht, denn Bob hatte sich in der Entfernung getäuscht. Als aber am Abende aus den Regenwolken ein blasser Sonnenstrahl über die nassen Blätter der Waldbäume hinleuchtete, sahen sie von einem Bergrücken in ein stilles Thal hinab, das ringsum von waldbigen, ziemlich steil abfallenden

Anhöhen umschlossen war. Den Thalgrund bedeckte die Spiegelfläche eines kleinen Sees, den ein Bach durchfloß, welcher, von dichtem Gestrüpp verdeckt, sein Wasser durch eine fast unzugängliche Schlucht dem Hokiangaflusse zuführte. Durch diesen Bach hatten die Holzhauer die kostbaren Kaurisichten, Stamm für Stamm, bis zum Flusse geflüßt, und mitten in der Schlucht lag eine ganz versteckte Hütte, die ihnen als Unterschlupf gedient hatte. Zwei andere bessere Blockhütten fanden sich in der Nähe des Sees auf halber Berghöhe. Dort hatten nämlich die tausendjährigen Bäume gestanden, welche sie mit großer Mühe fällten und zum Transporte nach der Küste vorbereiteten.

Mit dem Aufgebote der letzten Kräfte erreichten die Knaben die nächstgelegene Hütte. Sie war leer; es fand sich keine Spur ihrer Eltern. Der kleine Bill weinte. Sein ältester Bruder tröstete ihn, so gut er konnte: „Sie sind vielleicht dort drüben in dem Blockhause jenseits des Sees, oder noch wahrscheinlicher in der ganz versteckten Hütte am Bache,“ sagte er. „Morgen werden wir sie finden.“ Sie mußten sich mit dieser Hoffnung trösten; denn todmüde, vom Regen durchnäßt und hungrig, wie sie waren, konnten sie nicht weiter. Johnny zündete auf dem Herde des Blockhauses ein Feuer an; um dasselbe setzten sich die Brüder traurig, um sich zu wärmen und zu trocknen. Wurzeln des eßbaren Farrenkrautes, das auf Neuseeland überall in großer Menge wild wächst, stillten ihren Hunger, und endlich konnten sie der Müdigkeit nicht länger widerstehen. Sie befestigten an der Hüttenwand das Kreuz, welches der kleine Bill mitgenommen und nicht aus seinen Händen gelassen hatte, knieten nieder und verrichteten ein kurzes Abendgebet, dann schliefen sie auf einem Bündel in einer Ecke ruhig unter dem Schutze ihrer heiligen Engel.

Es war am folgenden Morgen spät, als die Knaben erwachten. Heftiger Sturm rüttelte an den Dachsparren, und der niederprasselnde Regen sickerte und tropfte an mancher Stelle durch das schadhafte Dach herein. Sobald das Wetter sich auch nur ein wenig gebessert hatte, gingen die Brüder nach dem Blockhause am jenseitigen Seeufer; die Eltern waren nicht da. Dann stiegen sie in die Schlucht hinab und suchten, dem Laufe des Baches folgend und oft im Wasser selbst wadend, die Hütte der Holzhauer; auch dort fanden sie keine Spur ihrer Eltern. Da war ihr Muth doch nahe daran, zusammenzubrechen; kaum gelang es Bob, die beiden jüngern Brüder etwas zu trösten; denn die Versicherung, die Eltern würden bald kommen, hatte wenig Wahrscheinlichkeit. „Nein, die Maori haben sie getödtet!“ jammerten beide, und Bob weinte mit ihnen.

Was war nun zu thun? Die Brüder beschloßen, vorläufig in der Schlucht zu bleiben. Sie richteten sich die Hütte möglichst wohnlich ein, und über der Arbeit vergaßen sie etwas ihren Kummer. In den Stunden, da der Regen aufhörte, suchten sie sich einen Vorrath der schon erwähnten eßbaren Wurzeln, und fanden überdies wildwachsende Taro-Knollen und Bataten. Der Bach, wie die meisten Gewässer Neuseelands, war ungemein fischreich; es gelang dem anstelligen Johnny bald, verschiedene Arten zu fangen. So verging Tag um Tag. Die Eltern kamen nicht; aber auch kein Maori zeigte sich in der abgelegenen Schlucht. Als endlich die Regenzeit vorüber war, siedelten sie in die beste Blockhütte am See über und kamen endlich nach vielen Berathungen zu dem Entschlusse, einer von ihnen solle nach Papakana gehen und bei Vater Servant Erkundigungen nach dem Schicksale ihrer lieben Eltern einziehen.

(Fortsetzung folgt.)